Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 19 (1915)

Artikel: Rückkehr vom Friedhof
Autor: Marilaun, Carl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575260

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zu Nora hin und wiederholte: „Ich küsse sie dir, denn sie haben uns den Hunger aus dem Hause gejagt!“

Plötzlich wanderten seine Blicke zum Schmied. „Daß du ihm nie in den Weg läufst!“ keuchte er.

„Hansnarr,“ erboste sich der Schmied, „dein Meitlein ißt von meinem Brot und kocht mir die Suppe. Daß es mein ist, will ich dich lehren!“ Er faßte die Knieende mit festem Griff und zog sie an sich herauf. „Duck dich, Sonnenstrählchen,“ sagte er weich, „du sollst nicht sehen, wie eins stirbt!“

Die Gedanken des alten Bruccla verwirrten sich. „Gehe in deine Heimat, Norina, nach Sizilien — da ist es warm,“ schwatzte er; „mich friert — das Meer braust — und die Toten rufen!“ Seine Stimme wurde ein Gestammel, als bete er. „Ave Maria, regina del cielo e della terra,“ betete er, „proteggi la tua figlia, proteggi Eleonora...“. Plötzlich kamen Kommandorufe von seinen fahlen Lippen, dazwischen stöhnte er die Litanei der Schiffbrüchigen. Dann wurde er still.

Scheu sah der Schmied zu ihm hin. „Es ist noch nicht zu Ende,“ sagte er und drückte den Kopf des Mädchens an seine Brust.

Noch einmal schoß Bruccla auf, riß die Laken fort und wollte aus dem Bette springen. Da packte ihn der letzte Krampf, warf ihn zurück und streckte ihm den Leib.

Fest hielt der Schmied das Köpflein des Mädchens an sich gepreßt. So sah sie nicht, wie ihr der Tod den Alten fällte. Erst als seine Glieder aufhörten zu zucken und er starr im Linnen lag, gab der Schmied das Meitlein frei, damit sie die Hände des toten Vaters ineinander füge.

(Schluß folgt).

Rückkehr vom Friedhof.

Nachdruck verboten.

Skizze von Carl Marilaun, Wien.

Der Wärter Daguet suchte mit den frostverklammten Fingern den Schlüssel aus dem Bund und schloß Herrn Aristide Thélin, der in den schwarzen Kleidern bleich und ermüdet aussah, das Gittertürchen des kleinen Friedhofs von Clarens auf. Es war das nämliche schmale, efeuumrankte Pförtchen, durch das man heute am Vormittag Herrn Aristide Thélins Vater getragen hatte und über dessen altertümlichem Architrav in verschnörkelten Buchstaben das Bibelwort steht: „Sie ruhen hier von ihrer Hände Arbeit aus, und ihre Werke folgen ihnen nach.“

Der Wärter Martin Daguet entblößte achtungsvoll sein kahles, unwahrscheinlich altes Greisenhaupt und ließ Herrn Thélin auf die Straße hinaus.

Es war fast schon finster, und auf dem See schrie lang und klagend die Dampfpfeife des Schiffes, das an der Debarcadere von Vevey anlegen wollte. Die beiden Laternen des Mercedeswagens, der auf Aristide Thélin wartete, warfen zwei regungslose Lichtkegel über die Straße, die sich zwischen sturmgewiegten Seepappeln wie ein weißes, schweigendes Tier hinaus in die unbekannten Dunkelheiten des Novembernachmittages wand.

Aristide Thélin war in der frühen Dämmerung noch einmal herausgefahren, um mit dem Wärter Daguet einige Anordnungen, die er zu treffen wünschte, zu besprechen. Der Alte hatte ihn zu der Gruft unter den hundertjährigen Zypressen geführt, zu dieser alten, aus efeuumklammerten moosigen Steinen gefügten Familiengruft der Thélins, wo nun zwischen rostigen Sarkophagen und zerfallenen Holztruhen der schmale, neue, silberbeschlagene Sarg von Aristides Vater einsam in der modrig heraufhauchenden Tiefe stand.

Die beiden, Herr Thélin und der weißköpfige Martin Daguet, sahen eine Weile schweigend den Steinmetzgehilfen aus Vevey zu, die daran waren, die Steinplatte mit den kupfernen Ringen wieder über das Grab zu legen. Es waren brave Leute mit prächtigen Schultern, ungeheuern Muskeln und roten Gesichtern, denen bei ihrer Arbeit warm geworden sein mochte, obwohl der Herbststurm aus den schwarzen Zypressen seit Stunden schon seine wilden und traurigen Lieder herunterorgelte und den Novemberregen in eiskalten Schauern über die Gräber warf.

Herr Aristide Thélin sah, wie sich die Steinplatte auf den eisernen Hebestangen langsam und stumm über das offene Grab schob, und hatte sich dann, wie von einem jähen Grauen gefaßt, wortlos zum Gehen gewandt. Uebrigens erinnerte er sich, knöpfte abwesend und mit kalten Fingern seinen Pelz auf und gab den Männern ein Geldstück, das er zu besehen vergaß. Er ging dann, immer einen Schritt vor dem alten Daguet, langsam und eigentlich zielos zwischen den Gräbern, erinnerte sich an den Zweck seines Herkommens und begann mit einer Stimme, die klar und unbewegt zwischen ihm und dem Alten hin- und herwanderte, seine Wünsche inbetreff des Grabes seines Vaters auseinanderzusetzen.

Dann hatte Martin Daguet das Türchen geöffnet. Der Chauffeur kurbelte den Motor an, und Herr Aristide Thélin stand erschauernd und mit schmerzenden Augen im Lichtkegel der beiden Lampen. Er besann sich und schickte dann den Wagen voraus, entschlossen, auf der Straße am See zwischen den Pappeln und den abgeräumten Weingärten nach Hause zu gehen.

Es war zu dieser Stunde sehr einsam auf dem Quai, der sich zwischen Weinhügeln und halbentblätterten, dunkelrauschenden Villengärten längs des Sees hinüber nach Clarens windet. Zuweilen glitt das hellerleuchtete Tram, das nach Schloß Chillon am Genfersee fährt, fast lautlos aus der Dunkelheit der Bäume heraus und vorüber, und die Lichter der Hotels von Montreux warfen einen zitternden und immer wieder auslöschenden Widerschein über das unsichtbar heranrauschende Wasser. Später legte sich der Sturm auf Sekunden, und man hörte das glasfeine, klagende und erboste Schreien der frierenden Möwen. Dann setzte der Regen stärker ein, und der Wind warf die nassen gelben Blätter der Pappeln und Ahorne auf die tief im faulenden Laub begrabene Straße.

Herr Aristide Thélin schlug den Kragen seines Rockes auf, grub die Hände tiefer in die Taschen und ging langsam den auftauchenden Lichtern von Clarens entgegen. So mit sich allein, auf die Stimmen des Sturms und das unaufhörliche Schreien der Möwen horchend, fand er seit vielen Tagen zum ersten Male wieder zu sich selbst zurück. Es gab nun keine Gesichter um ihn, die seine Züge belauerten, seinen Schmerz prüften, seine Haltung kontrollierten. Es war niemand da, mit dem er über Blumen, Kränze, Kerzen, Tücher, über Glockenläuten und Kirchensingen das Nötige verabreden mußte. Er hatte keine Telegramme aufzusetzen, keine Beileidsbezeugungen mehr entgegenzunehmen und hatte den Zeitungsdrucker Dieufalou abgefertigt, der von ihm Notizen über den Verstorbenen verlangte.

Dies alles war nun wirklich vorbei, und Herr Aristide Thélin dachte mit einem beinahe gerührten Sehnsuchtsgefühl an sein verdunkeltes einsames Arbeitszimmer von Clarens, in dem er nun sitzen würde, um still zu sein, bloß ganz still, und den Kopf in beide Hände oder an das kalte Glas des Fensters zu legen. Er, Aristide Thélin, hatte dies wahrhaft nötig. Im Gehen auf der stürmenden nächtlichen Straße dachte er an die widerwärtigen und unerläßlichen, die traurigen und häßlichen Geschäftigkeiten dieser letzten Tage zurück. Und wie das Brennen einer nun erst gefühlten Wunde, wie der Riß einer Saite und das Fließen spät geweinter Tränen stieg die Erinnerung an das lang und still ausgestreckte wächserne Leichlein in ihm auf, das stumm im räuchernden Kerzenlicht dagelegen hatte und einst sein Vater gewesen.

Herr Aristide Thélin stand einen pochenden Herzschlag lang auf der Straße still. Der Sohn kehrte in das Haus zurück, dessen Tür der Vater unversehens, fast unvermerkt mit zitternden Händen hinter sich zugeschlossen hatte, um zu gehen und nie wiederzukommen.

Die Möwen schrieen im Sturm. Aristide Thélin fröstelte in seinem Pelz und ging auf der nachtverhüllten Straße, als ob er nun nicht zu Angèle, seiner Frau, nicht zu seinem kleinen Sohn Gaston, seiner siebenjährigen Tochter Renée heimkäme. Der Sturm warf nasse Blätter auf seinen Mantel, seinen Hut, und niemand würde es dem schwer und einsam Schreitenden in dieser Stunde angesehen haben, daß dies der angesehene, geachtete und achtungswürdige Herr Aristide Thélin war,

der Frau, Kinder, Geschäfte, Freunde und Widersacher in der Welt hatte und gewiß nicht daran dachte, sich vom ersten Ungemach herumkriegen zu lassen. Sondern er ging ganz klein und einsam auf der späten Straße, fühlte ein über das andere Mal, wie ein leises Frösteln wie mit Spinnenfüßen über seinen Rücken lief, und es war ihm nicht zumute, als ob er nun auf dieser Welt noch irgend etwas Nennenswertes zu besorgen hätte. Er fühlte zum ersten Mal in seinem Leben dies tiefe, mit Worten nicht wiederzugebende und überhaupt keinem Menschen verständlich zu machende Allein- und Einsamsein, das keinem in der dunkelsten Stunde seines Hierseins erspart bleibt. Er dachte, und es tröstete ihn kaum, daß nun Angèle, seine Frau, auf ihn wartete und die siebenjährige Renée, deren Haar wie gesponnene Seide war, und sein Knabe Gaston, der ihn mit seiner feinen, klagenden und unendlich rührenden Vogelstimme zum hundertsten Male befragen würde: „Wo ist Großpapa? Und warum ist er fort? Und wann kommt er wieder?"

Wann kommt er wieder ...

Als ob er seinem Knaben Antwort geben müsse, sagte sich Herr Aristide Thélin an diesem Abend zum ersten Male, daß er seinen Vater verloren hatte. Nun stand der schmale, dieser lächerlich und beängstigend kleine neue Sarg unten in der kellertiefen dunkeln Hut der Gruft, und von den Wänden fiel Moder in grauen leisen Flocken auf die silbernen Beschläge. Dieser alte, achtzigjährige Mann, der die erste Nacht unter der Steinplatte mit den Ringen schlief, hatte die Jugend des andern, der sein Sohn war, unerbittlich mit sich hinuntergenommen in sein schweigendes Grabgewölbe. Alles, was Erinnerung, Jungsein, Kindheit hieß, hatte der Alte mit sich genommen: der einzige, der den Knaben Aristide, das Kind Aristide, den Jüngling Aristide in einer zärtlich behütenden und jetzt verlöschten Erinnerung bewahrt hatte. Herrn Aristide Thélins, des Vierzigjährigen, nie wiederkommende Jugend war es gewesen, die sie unter den Kränzen und Schleifen heute vormittag hinausgetragen hatten auf den Friedhof von Clarens.

Der Sturm hatte sich gelegt, und aus einem seltsam zerrissenen Wolkenhimmel sah verhuschend die halbe Scheibe des Mondes nach dem Mann, der auf der nächtlichen Straße Abschied von Vergangenem nahm. Herr Aristide Thélin ging schneller, er stöhnte leise und hörte zu, wie nun in der Ferne die Uhr der Veveyser Kirche des heiligen Martin zu schlagen anhub. Die Lichter der langen Uferstraße von Clarens nach Montreux brannten in unbewegten silbernen Kränzen über den unsichtbar heranrauschenden Seewellen. Aristide Thélin war vor seinem Hause angelangt und stieg langsam die halberhellte Treppe hinan. Auf dem teppichbelegten Flur drängten sich zwei Kinderköpfe an seine Hände, die ohne achtzuhaben über die lockigen Scheitel strichen. Gleich darauf zog Aristide Thélin die Tür des Arbeitszimmers hinter sich zu.

Im Mantel saß er vor dem Schreibtisch, auf dessen Platte eine alte japanische Lackkassette stand. Herr Aristide Thélin drehte gedankenlos den Schlüssel in dem kleinen Schloß um.

Briefe fielen heraus, einzelne und in kleine Bündel zusammengebundene, welke Bänder, trockene Blumen. Winzige japanische Lackfiguren von grotesker Häßlichkeit lagen in einem Fach der Kassette. Herr Thélin strich mit leisen Fingern über einen kleinen goldenen Buddha, den sein Vater von einer Ostasienreise mitgebracht und wie ein Amulett in dieser Kassette versperrt hatte. Aus einem verblichenen Seidenband fielen gelbe, stockfleckig gewordene Papierblättchen. Es waren Liebesbriefe, Verse, mit verblaßter blauer Tinte zärtlich gemalt, und flüchtig hingeschriebene Zeilen an eine geliebte Frau. Es war die Handschrift von Aristides Vater, den man heute an der Seite derjenigen begraben hatte, deren Namen all diese kleinen, längst verglühten und ausgeblaßten Sätzchen trugen. Herr Aristide Thélin hielt die Liebesbriefe von zwei Toten in seinen Händen, die sein Vater und seine Mutter gewesen waren.

„Ewig" — Mit lichtgewordener Tinte stand das Wort auf dem Papier eines verliebten, geliebten Jünglings. „Immer, immerdar" klang es zurück aus einem Billett, dessen Goldschnitt braun geworden war. Und zwischen den schwärmenden

Zeilen, den Versen, den trockenen Blumen und Seidenbändchen, dem Flitter eines gespenstischen Glücks, stand ein Name. Herr Aristide Thélin strich das Papier mit zitternden Händen glatt und legte es sorgfältig in den runden hellen Lichtkreis der Lampe.

„Und wenn," schrieb da ein junger Ehemann auf einem abgerissenen Zettel seiner Eheliebsten in die Wochenstube hinüber, „wenn es ein Bub sein sollte, so möchten wir ihn, so Gott will, Aristide heißen."

Herr Aristide Thélin, dessen Haare an den Schläfen grau zu werden anfingen, hielt das zerbrochene und gelb gewordene Papierchen stumm in seinen Händen und sah lange in den reglos glimmenden Glühfaden der Lampe. Er merkte nicht, daß die Tür aufging und zwei kindliche, stumm ineinanderverschlungene Schatten über den Teppich zu ihm herüberhuschten. Er sah die siebenjährige Renée nicht, deren Haare so licht wie gesponnener Seidenflachs und deren Augen so klug und ernst wie die einer mütterlichen Frau waren, sah nicht den dunkeln, kindhaft grübelnden Blick der Achataugen seines Knaben Gaston. Sie aber hielten den Atem an und standen lange Hand in Hand, ohne sich zu regen, neben dem Vater. Er sah sie nicht und hörte es nicht, als die Tür hinter den beiden wieder zugefallen war. „So Gott will, soll er Aristide heißen ..." stand auf dem gelben Blättchen.

Gaston und Renée indes standen wie zwei betrübte Schildwachen vor der Tür ihres Vaters. Sie sahen sich an, beide, und langsam füllten sich ihre runden, blanken, unschuldigen Kinderaugen mit Tränen.

„Papa weint," sagten sie leise.

Im Friedhof

Einst wird Posaunenruf die Welt durchdringen,
Daß selbst der Toten Haine wiederklingen,
Und dann beginnt der Auferstehung Leben:
Die ruhigen Erdenhügel werden sich heben,
Abwerfen die Kränze, die grünen und braunverdorrten.
Es öffnen sich Gitter und rostig verschlossene Pforten
Und reißen entzwei des Efeus verwachsene Schlingen.
Die Totentafeln in der Mauer zerspringen
Und fallen knirschend herab. Und liegen in den Kieseln.
In die Asche der Urnen wird das Morgenlicht rieseln,
Und es tönt wie von Schritten auf den Gartensteigen;
Es streifen Gewänder an den Blütenzweigen,
Es flüstert, es ruft in altvertrauten Klängen,
Es bebt die Luft in den ersten Jubelsängen:
Der dunkeln Erde die Auferstandnen entsteigen,
Ein zitternder, weißer, reiner Reigen ...

Werden die, die lieb einander hatten,
In der langen Zypressengänge Schatten,
In dem großen Suchen und Nahn und Entschwinden
In stiller Wonne sich wiederfinden?

Helene Ziegler, Zürich.

Unsichtbares

Unsichtbare Bürden tragen
Auf den Schultern manche Menschen;
Dumpf und tief drückt es sie nieder,
Daß sie ernst das Antlitz neigen,
Suchend ihren Weg in Sorgen.

Unsichtbare Hände tragen
Mit uns still die schweren Bürden.
Hände von Verlorenen, Toten,
Hände von umsonst Gesuchten
Helfen unserm Leben leben.

Helene Ziegler, Zürich.